

9. Januar 2014

Tinte wiegt schwerer als Blut

Anmerkungen zum Anschlag auf die Redaktion des französischen Satiremagazins Charlie Hebdo vom 7. Januar 2014

Es ist ein schönes Bild: Viele Menschen stehen unter dem Nachthimmel in Paris zusammen und halten Stifte hoch. Die Botschaft: Ungeachtet des Übelkeit erregenden Anschlags auf die Redaktion von Charlie Hebdo wird die eigentliche Tötungsabsicht misslingen: die Zerschlagung der Idee einer auf Freiheitlichkeit und Rechtsstaatlichkeit gründenden offenen, solidarischen und pluralen Zivilgesellschaft. Erfolg haben die Attentäter offenbar nur bei ihren Geschwistern im Geiste der Brandstiftung: bei jenen Stimmen von rechts, welche die Bluttat zu Gunsten ihrer eigenen schäbigen Agenda instrumentalisieren. Aber das passt zusammen, denn die wollen diese Gesellschaft ja auch nicht.

Das Bild mit den Stiften erinnert an den zu wenig bekannten Weisheitsspruch Muhammads, dass am Ende die Tinte des Gelehrten schwerer wiege als das Blut des Märtyrers. Muhammad ibn ‘Abdillah ibn ‘Abd al-Muttalib aus dem Hause der Banu Haschim, besser bekannt unter der Bezeichnung „Gesandter des einen Gottes“, war eigentlich kein Mann, der gerächt werden wollte. Als er in der Nacht vom 26. auf den 27. Ramadan im Jahr 610 AD wieder einmal auf dem Tafelberg am Rande Mekkas saß und auf die Lichter der Stadt blickte, erteilte ihm in Gestalt des Engels Gabriel die göttliche Berufung. Das ist heute noch nachzulesen in Vers 3 der 96. Sure des Korans, und es geht um einen Stift: „Trag vor – es ist dein Herr, der Hochgeehrte, der dich durch die Feder lehrte.“ Dieser Satz gilt, jedenfalls aus religiöser Sicht, gleichermaßen als die Geburtsstunde und die Präambel des Korans.

Fortan musste sich Muhammad mit dem erbitterten Widerstand gegen seine Botschaft auseinandersetzen. Die Rede ist von Widerstand in einer Dimension, zu der Jonathan Magonet, Direktor am Leo Baeck College für jüdische Studien in London, Mitte der 1990er Jahre anmerkte, das allein sei schon Beleg für die Wahrheit der Schrift. Muhammad wurde von einer der heutigen PEGIDA nicht unähnlichen Bewegung in der mekkanischen Stadtgesellschaft als Dichter und Lügner, als Kranker und Besessener, als Magier und Verführer, als Umstürzler und Querkopf verunglimpft: „Der passt nicht hierher!“ Sein Votum zu Gunsten der Randständigen trug ihm den Spott-Titel „Hirte der Sklaven, Frauen und Kinder“ ein.

Damit konnte er leben. Aber bald traten Pseudopropheten auf den Plan, die ihn öffentlich parodierten – etwa in Gestalt einer überlieferten Verballhornung der Sure 105 des Korans: „Ein Elefant, ein Elefant! Und was lehrt dich wissen, was ein Elefant ist? Er hat vorne einen Rüssel und hinten einen Schwanz, und oben drauf sitzt der Prophet.“

Es mangelte schon damals nicht an erregten Gefolgsleuten Muhammads, die bereit gewesen wären, jeden dieser Überzeichner stehenden Fußes zu enthaupten. Die Überlieferung weiß auch, dass Muhammad solche Schmähungen wehtaten; Stellen wie Vers 10 in der 6. Sure lassen das erahnen. Dennoch ließ er die Dichter gewähren und gab Anweisung, sie in Ruhe zu lassen. Immerhin hatte, etwa neben der Ode auf das Heldentum und sonstigen spätantiken Kunstformen der Rhetorik, auch die gekonnte Persiflage stets auf dem öffentlichen Vortragsprogramm der altarabischen Dichtung gestanden. Und sie findet sich als Stilmittel sogar im Koran, etwa in der Sure 109 mit ihrer Anmutung eines Rap – im arabischen Original jedenfalls. Kein Wort von Gegenmaßnahmen, und schon gar nicht von Gewalt – weder zu Lebzeiten Muhammads noch nach seinem Tode, weder in den tradierten Weisheitssprüchen Muhammads noch im Koran. Der Vers 6 der Sure 109 lautet sinngemäß: „Ihr geht euren Weg, wir gehen unseren.“

Es gibt aber noch mehr. Im Schrifttum des Islams finden sich Beispiele für Humor und hintergründigen Witz, für Ironie, Spott und Zynismus. In Vers 23 der 6. Sure schwören diejenigen, die vor Gott stehen und Rechenschaft ablegen, heilige Eide auf ihre eigentlich doch redliche Absicht. Der Witz kommt nur im arabischen Original rüber: Sie verwenden die Schwurformel „Bei Gott!“ (*wallāhi*). Damit karikiert der Koran die Blindheit der Selbstgerechten, die er an anderen Stellen mit „taub, stumm, blind – blöder als das Vieh“ aufspießt. Und in den Versen 21 und 22 der 53. Sure reagiert der göttliche Redner im Koran ungehalten mit „Was? Für Euch die Jungs und für mich die Mädchen? Wie ungerecht!“ auf die altarabische Unsitte, so lange die weiblichen Föten zu töten und im Sand zu verscharren, bis endlich der erhoffte Sohn das Licht der Welt erblickt, um den Namen und die Ehre der Familie weiterzutragen.

Mancher Streit unter uns Muslimen um Gelegenheit, Methode und Maß des Witzes erinnert an den Disput um die Frage, ob Jesus gelacht habe, so wie er sich zwischen Jorge von Burgos und William von Baskerville in Umberto Ecos „Der Name der Rose“ entspinnt. Dort wird die tödliche Humorlosigkeit religiöser Eifererung aufs Korn genommen. Humor, Sinnbild für die geistige Klarheit und Gelassenheit auch angesichts dessen was schiefliegt ist aus Sicht der Bildungslehre des Islams aber ein Kriterium menschlicher Intelligenz. Einen besonderen Warnhinweis auf solche, die sich in ihrer Verblendung religiös geben, dabei sich selbst verspielen und sich darin auch noch ernst nehmen, gibt der Koran gleich in der Eingangssequenz der Sure 2 oder in Vers 7 der Sure 3. Und er lässt die Ursache nicht unerwähnt: Es ist die Krankheit im Herzen.

Daran wird hier nicht gerüttelt: Der Koran ist aus gläubiger Sicht die wirkliche und wahre Rede Gottes. Er ist zugleich aber auch ein Beispiel für die Hochblüte mediterraner spätantiker Literatur, in der Diskurse zu Text geronnen sind, wie sie sich im 7. nachchristlichen Jahrhundert entfalteten. Der Koran ist demnach keine einfache Lektüre. Das liegt an dem Spannungsverhältnis zwischen den scheinbar in ihrer Zeit verharrenden „Wörtern“ Gottes und den aus der Zeit fallenden „Worten“ Gottes. Diese Leseerfahrung löste zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert nach christlicher Zeitrechnung fundamentale islamisch-theologische Streitfragen aus. Übrigens zeitgleich zu ähnlichen Debatten unter den sogenannten Kirchenvätern oder unter den jüdischen Gelehrten um die geschriebene und die gesprochene Thora.

Die mittelalterlichen Diskussionen um die Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft, von Wirklichkeit und Wahrheit oder von Subjekt und Kollektiv bezogen ihre Vehemenz aus der steigenden Erkenntnis der Notwendigkeit, Text und Geist vernunftorientiert und zum Wohl der Menschen aufeinander zu beziehen. Die literale Überprägung des Korans führte schon immer zu Fehlformen der

Schriftauslegung. Der heutige Salafismus als Ruf zur Rückkehr zu den Wurzeln über die wortwörtliche Lesart der Tradition mag romantische Motive von Menschen bedienen, die sich abgehängt und desorientiert fühlen. Aber was von denen aus der Verblendung von Mindestmaß an Kenntnis und Höchstmaß an Dafürhalten formuliert wird, ist ähnlich wie der Bauchtanz oder die bayerische Tracht bestenfalls eine erfundene Tradition. Man könnte es als Folklore abtun, würde das nicht immer wieder in einem Gewaltexzess aufpoppen wie eine Blase aus dem stinkenden Schlamm geistigen Unrats. Seiner Demut vor Gott mittels des Hochmuts gegenüber den Menschen Ausdruck zu verleihen, ist alles Mögliche, nur nicht Islam.

Auch die Reaktion der anderen Straßenseite, nämlich das marode Selbstbild über das Anzeichnen von islamfeindlichen Gegenhorizonten zu reparieren, führt auf einen schlechten Weg. Der israelische Psychologe und Friedensforscher Dan Bar-On warnt in seinem Buch „Die Anderen in uns“ davor, dass dieses Strohfeuer zwar kurzfristig wärmt, langfristig aber den eigenen Stall in Brand setzt. Zu dem anstrengenderen Weg der gesellschaftlichen Kommunikation und des Aushandelns von Erkenntnissen und Interessen, von Erfahrungen und Hoffnungen bis hin zum Erfordernis der Toleranz im Sinne des „Aushaltens“ von Andersartigkeit gibt es keine Alternative.

Das führt zurück zu der Sache mit dem Geist und dem Koran. Dabei ist die Spannung von Text und Geist kein islamisches Sonderproblem, sondern auch Herausforderung an die Auslegung der Bibel, wie in Joachim Küglers Band „Auf Leben und Tod oder völlig egal“ nachzulesen. Und es ist nicht mal ein religiöses allein. Thomas Kreuder weist in seinem Buch „Der orientierungslose Leviathan“ auf das Problem hin, wie das, was er den bürgerlichen Konsens nennt, zu einer Verschiebung von Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit führen kann – bis hin zu der Gefahr, dass mit der Anrufung von „Werten“ als der heimlichen Agenda des Zeitgeistes die eigentlichen „Normen“ unterlaufen werden können. Die subjektiven Rechte des Deutschen Grundgesetzes wie etwa die Freiheit der Meinungsäußerung (Art. 5) oder der religiösen Bekenntnisausübung (Art. 4) sind keine Werte, sondern Normen. Es wäre deshalb einmal darüber nachzudenken, künftig in der Dresdner Fußgängerzone nicht Korane, sondern Ausgaben des Deutschen Grundgesetzes zu verteilen.

Die Problematik mit dem Geist verschärft sich, wenn es um ein heiliges Buch als einen Text geht, der von Unbefugten weniger als Quelle spiritueller Inspiration sondern als Mittel religiöser Ordnungswut in Beschlag genommen wird. So in etwa gibt das auch Goethe in seinem „West-östlichen Diwan“ mit Blick auf die genussvolle Zwiespältigkeit seiner *liaison amoureuse* mit dem Koran zu Protokoll. Heute gibt es an der nach ihm benannten Frankfurter Universität eine Islamische Theologie als akademische Disziplin, ergänzt um die islamische Lehrerbildung für den Islamischen Religionsunterricht an hessischen Schulen. Diese Lehrerbildung stellt die Universität vor eine große Herausforderung, denn es sind die Lehrkräfte, die sich mit den Milchbärten herumschlagen müssen, die aus der letzten Bank das Gegenkalifat ausrufen.

Wie soll man die darauf vorbereiten? Mit dem Satz, all das Eklige, das die Medien über Muslime zu berichten wissen, habe mit dem Islam ja gar nichts zu tun, kann man die Studierenden nicht entlassen. Dafür dringt die zerstörerische Schockwirkung von Ereignissen wie die von Paris zu tief in ihre Seelen ein. Dabei spielt es für sie keine Rolle, ob die Opfer wie in Paris nicht-muslimische Europäer sind oder – wie am selben Mittwochmorgen – dreißig junge Männer, die vor einer Polizeiinspektion im Jemen standen. Das Theorem vom paradigmatisch Nicht-Islamischen stellt vielmehr die Kapitulation vor den Usurpatoren dar. Denn wann, wenn nicht jetzt, hat die Islamische Theologie die Aufgabe, den Islam vor der feindlichen Übernahme durch die Meuterer unter seiner eigenen Anhängerschaft zu beschützen? Eine der Karikaturen, in der Muhammad seine Hände vors Gesicht schlägt und lamentiert, wie hart es sei, von Idioten geliebt zu werden, zeigt besonders deutlich, wie diese literarische Kunstform dazu beitragen kann, Fassaden einzureißen und dem Geist eine Türe zu öffnen.

Es gibt also Einiges, was islamische Theologen und Lehrer, Männer und Frauen, mit und ohne Kopftüchern, mitzuteilen hätten. Zunächst dies, dass der Koran mitnichten von allen Menschen verlangt, Muslime zu sein, sondern von allen Muslimen, sich wie Menschen zu verhalten. Das wäre so etwas wie ein Leitmotiv für das Primat des Geistes über den Text. Von diesem Leitmotiv spricht der Koran in den Versen 82 und 83 der Sure 4. Dort wird daran erinnert, dass die Kunst, aus dem Koran als Rede Gottes sinnhafte Bedeutung zu gewinnen, so etwas wie seine verstehensorientierte (hermeneutische) und regelgeleitete (exegetische) „Entschleierung“ (*al-inṣinbāt*) erfordert.

Weiter geht es um eine Reformulierung des islamischen Menschenbildes, die sich bildungswirksam erschließen lässt, etwa über die Beschreibung von Bildungszielen des Islamischen Religionsunterrichts. Das wird gegenwärtig im Zuge der entsprechenden Lehrerbildung konkretisiert: Zur Bildung des Menschen im Sinne des Islams zählen (in Klammern die arabischen Fachbegriffe) die Urteilskraft (*tahkīm*) auf der Grundlage zuverlässiger Informationsbestände (*ta'lim*), die Befähigung zur Selbstführung der Person auf selbstverantwortete Ziele hin (*tazkiyyatun-naḥs*) und zur bewussten sozialen und religiösen Selbstverortung (*tasāwin*), die Selbstregulierung des Verhaltens (*ta'dil dhātī*), die Förderung des Zutrauens in Gott und in sich selbst (*tawakkul*), die Einübung der Achtsamkeit Gott, der Welt, den Mitmenschen und sich selbst gegenüber (*taqwā*), die Bereitschaft zu Einvernehmen (*tafāhum*) und Solidarität (*tadāmun*) mit der mitmenschlichen Gemeinschaft, die Toleranz als Fähigkeit, Andersartigkeit auszuhalten (*tasāmuḥ at-tabāyun*) sowie die Schulung der religiösen Sprachfertigkeit (*kalāma*).

Die Sache mit der Toleranz hat noch eine andere, tieferliegende Seite: die Ambiguität zwischen der Person, die man ist und die man gerne wäre. Gemeint ist die Fähigkeit, aufzustehen wenn man hingefallen ist und weiter zu gehen, auch wenn nicht einsehbar ist, was hinter der nächsten Biegung liegt. Letzteres wäre so etwas wie Unwägbarkeitstoleranz. Das alles bedarf besonderer Erwähnung, da mit Blick auf die Persönlichkeitsprofile von Menschen mit islamistischer Übertreibungsneigung in entsprechenden soziologischen Studien immer wieder auf die neurotische Disposition vor allem junger muslimischer Männer verwiesen wird, die sich nicht wahrgenommen und zugleich von ihrer eigenen Zukunft abgeschnitten fühlen.

Als Erklärung für die Ausübung des Schrecklichen kann das Diskriminierungsparadigma aber nicht erhalten. Wo kämen wir hin, wenn alle, die frustriert sind, zur Knarre greifen? Aber mit Blick auf die Ausbildung muslimischer Theologinnen und Theologen gewinnt das Argument doch an Bedeutung, denn an Zuweisung des präventiven Profils an die sich akademisch etablierende Islamische Theologie in Deutschland hat es bisher nicht gemangelt. Von klugen Religionswissenschaftlern wie Kippenberg oder Rodney Stark ist zu erfahren, dass die religiös verschmierte Gewalttat ihren Drall von der Phantasie bis zur Ausübung aus einer eigenen, eher psychologisch beschreibbaren Dynamik erhält und weniger aus der sozialen Schiefelage. Die liefert nur das Milieu, in dem sich der Ungeist einnistet. Die Materie lässt sich nicht so einfach im Nachgang zu Ulrich Becks Risikogesellschaft auf einfache Kausalitäten reduzieren; sie bleibt komplex.

Der Anlass zu diesem Traktat war Paris. Und dorthin sei die Rückkehr am Ende dieses Textes, und zwar zu den Getöteten und ihren Angehörigen. Für sie soll von Musliminnen und Muslimen, der guten islamischen Sitte folgend, in einer ruhigen nächtlichen Stunde das Kapitel 36 des Korans, die Sure Yā-Sīn gelesen werden, ergänzt um ein Bittgebet für die Seelen der Getöteten und dafür, dass die Verständigung mit den Mitmenschen gelingt, dass die Engel Gottes dem Übeltäter in den Arm fallen und dass sich unsere Gesellschaft nicht polarisieren lässt. So hat Muhammad das auch gemacht.